

Tolstoi im Schweinsgalopp

Lesen Mit etwas Übung kann man sein Tempo bei der Lektüre steigern – ein erfolgreicher Selbstversuch. *Von Markus Reiter*

Eigentlich bin ich von jeher ein recht flotter Leser. Mein Freund T. findet das nervig. Wenn wir in einem Museum die Infotafeln lesen, bin ich schon fertig und ziehe weiter, während er gerade einmal die Hälfte geschafft hat. Aber mein Lesetempo hat Grenzen. Dicke Wochenzeitungen zum Beispiel kaufe ich nur noch selten, weil ich immer den ganzen Donnerstag und Freitag damit beschäftigt bin. Es wäre deshalb eine verlockende Aussicht, wenn ich das Blatt in – sagen wir einmal – zwei Stunden durchhätte. Dann könnte ich endlich wieder bei meinen intellektuellen Lehrer- und Ärztfreunden, die offensichtlich sehr viel mehr Zeit haben, mitreden und hätte trotzdem noch genügend Gelegenheit, kluge Bücher, andere wichtige Zeitungen und erhellende Zeitschriftenartikel zu lesen.

Deshalb fand ich mich in einem nicht klimatisierten Seminarraum der Freien Universität Berlin wieder, um an einem Schnellesekurs teilzunehmen. Außer mir waren etwa ein Dutzend Männer und Frauen dabei. Ein Vorstandsassistent zum Beispiel möchte die vielen Vorlagen, die er für seine Chefs gelesen haben muss, schneller durchackern können. Die Biologin, die neben mir sitzt, schafft die vielen wissenschaftlichen Texte kaum noch, die sie für ihre Promotion gelesen haben soll. Mehrere Jurastudenten stehen kurz vor dem Examen und verzweifeln angesichts der vielen Fachtexte, die sie für ihre Prüfungen kennen müssen. Und ein 16-jähriger Gymnasiast hat den Kurs von seinem Patenonkel geschenkt bekommen. Sie alle werden am Ende ihre Lesegeschwindigkeit verdoppelt und dabei sogar das meiste vom Text verstanden haben.

Um genau zu sein, lautete der Titel des Kurses nämlich „Improved Reading“, was auf Deutsch so viel heißt wie „verbessertes Lesen“. Denn natürlich kommt es nicht darauf an, nur in null Komma nix einen Text durchzuhecheln, sondern auch zu verstehen, warum es darin geht. Schließlich hat Woody Allen einmal gesagt: „Ich habe einen Kurs in Schnellesen gemacht. Ich kann ‚Krieg und Frieden‘ jetzt in zwanzig Minuten durchlesen. Es geht um Russland.“ Ironisch? Von wegen! In einem der Übungstexte, an denen wir im Kurs das schnelle Lesen probieren, heißt es, Tolstois Roman sei wunderbar geeignet, um ihn fix mal durchzulesen. Am Anfang brauche man zwar etwas länger, wegen der vielen Namen. Am danach, bei den ellenlangen Schlachtenbeschreibungen, könne man ruhig einen Zahn zulegen.

Einer der ersten Tricks, die uns unser Trainer Friedrich Hasse gibt, lautet, eine Vorschau zu machen. Man lässt seine Augen über den zu lesenden Text schweifen, pickt sich hier und da ein paar Stichwörter raus und verschafft sich dergestalt einen Eindruck, worum es darin überhaupt geht. Man erfahre also, dass Tolstois Roman von Russland handelt und nicht etwa von Teil-



Es gibt so viele schöne Bücher: Mit der richtigen Technik kann man sie verschlingen – ohne Details zu verpassen.

Foto: dpa

chenphysik oder dem Liebesleben der Zwergfledermäuse. Mit diesem Wissen kann man in seinem Gehirn schon einmal das entsprechende Vokabular und seine Kenntnisse zum Thema aktivieren, was später das Schnellesen erleichtert.

Unsere Kurs beginnen wir allerdings mit einem deutlich weniger umfangreichen Text, der als Eingangstest dient. Wir sollen ihn „rasch und mit Verständnis“ durchgehen. Er handelt vom Lesen. Ich schaffe 478 Wörter in der Minute. Kein schlechter Wert. Der Durchschnitt liegt bei einigermassen gebildeten Deutschen bei 200 bis 300 Wörtern, abhängig auch davon, wie kompliziert der Text ist. Allerdings kreuze ich bei den Fragen zum Inhalt nur zu sechzig Prozent richtige Antworten an. Daraus ergibt sich eine „Effective Reading Rate“, das ist eine Art Lese- und Verständnisquote, von 287. Da geht noch mehr, verspricht mir Hasse. Seine Zielvorgabe: 800 bis 900 Wörter in der Minute, bei vollem Verständnis des Inhalts.

Die nächsten Stunden verbringen wir damit, Texte anzuschauen – ohne auch nur das geringste Verstehen zu müssen. Wobei „anschauen“ nicht ganz korrekt ist. Wir sollen jeweils einen Teil der Zeile, einen Brocken von drei bis vier Wörtern, ganz schnell in Augenschein nehmen und dann mit dem Blick zum nächsten Brocken springen. Die Brocken nennt man „Chunks“. Schnellesen basiert nämlich darauf, dass man sich einen Text nicht mehr Wort für Wort vornimmt, sondern mehrere Wörter auf einmal verarbeitet. Um die Augen daran zu gewöhnen, üben wir gut und gerne zwei Dutzend Mal an den beiden Tagen des Seminars, den Blickverlauf zu steuern. Die mangelhafte Ausrichtung des Blicks gehört

zu den größten Bremsen beim Lesen. Langsame Leser schauen sich oft nur einzelne Wörter an. Das ist nicht nur mühsam, man kommt auch nur lahm voran.

Außerdem neigen sie zum Zurücklesen. Das kennt fast jeder: mal gehen wir absichtlich im Text zurück, um uns zu vergewissern, dass auch wirklich das dort steht, was wir gelesen zu haben meinen. Mal lesen wir einen ganzen Absatz und stellen dann fest, dass wir mit den Gedanken ganz woanders waren. Also fangen wir nochmals von vorne an. Natürlich, sagt Hasse, darf man schwierige Passagen auch zweimal lesen – aber lieber zweimal schnell, weil durch die Geschwindigkeit unsere Konzentration steigt.

Am meisten kämpfe ich damit, die Subvokalisation zu unterdrücken. Das ist die innere Stimme, die beim Lesen jedes Wort mitsprechen scheint. Lautlos zu lesen ist eine Erfindung des Spätmittelalters. Der Kirchenvater Augustinus schildert den Mailänder Bischof Ambrosius im 4. Jahrhundert als komischen Kauz, weil er beim Lesen nicht vor sich hinmurmelte, wie das die anderen Mönche zu tun pflegten. Heute

wird umgekehrt der murmelnde Leser in der U-Bahn schief angeschaut. Aber die innere Stimme spricht noch immer mit. Wir sollen nun in unserem Seminar lernen, nur noch die wichtigen, sinntragenden Begriffe zu subvokalisieren. Es braucht fast bis zum Ende des Kurses, bis ich mich daran gewöhnt habe.

Schnellesen verlangt hohe Konzentration. Es geht nicht darum, mal eben einen Text zu überfliegen, um am Ende eine vage Ahnung zu haben, um was es darin geht. Das gibt es auch; man nennt es Skimming. Beim richtigen Schnellesen soll der Text vollständig erfasst werden, auch in seinen Einzelheiten. Also wird es wohl doch nichts mit meiner Idee, die dicke Wochenzeitung im Vorbeigehen ruck, zuck durchzulesen. Immerhin schaffe ich nach zwei Tagen intensiven Trainings bei der Abschlussübung 724 Wörter in der Minute, und ich beantworte neun von zehn Fragen richtig. Ich bin also nun ein ausgebildeter Schnelleser. Mein Freund T. sollte sich bei unserem nächsten Museumsbesuch schon einmal darauf einstellen.

WIE SICH DAS TEMPO BEI DER LEKTÜRE STEIGERN LÄSST

Kurse Es gibt zahlreiche Anbieter von Seminaren, auch in Stuttgart, die für zwei Tage zwischen 450 und 600 Euro kosten. Der Autor des nebenstehenden Artikels hat an einem Kurs des Anbieters Improved Reading teilgenommen. Wolfgang Schmitz, der deutsche Generallizenznehmer des Systems, hat einen Ratgeber mit Selbstlernmöglichkeit unter dem Titel „Schneller lesen, besser verstehen“ veröffentlicht

(Rowohlt Taschenbuch, 304 Seiten, 8,99 Euro).

Quote Die Effektivität des Schnellesens wird anhand einer Quote gemessen. Sie berechnet sich aus der Anzahl der Wörter pro Minute multipliziert mit dem Leseverständnis in Prozent. In den Ratgebern finden sich entsprechende Tests. Falls Sie es ausprobieren wollen: Bitten Sie einen Freund, zu einem Text zehn Fragen mit Antwort-

möglichkeiten zu formulieren sowie die Anzahl der Wörter des Textes zu zählen. Dann lesen Sie den Text auf Tempo und beantworten die Fragen.

Tempo Die schnellsten Leser bringen es auf mehr als tausend Wörter pro Minute. Für das Lesen mit weit höheren Geschwindigkeiten ist jahrelange Übung notwendig. Wissenschaftlich belegte Rekorde liegen im Bereich bis 4000 Wörter pro Minute. *msr*

Adrienne Braun



Messer im Marmeladenglas

Ordnung Bei den alltäglichen Verrichtungen im Haushalt zeigt sich der wahre Charakter eines Menschen.

Immer wieder sagen Leser: „Sie haben aber komische Freundinnen.“ Ich finde: sie haben absolut recht. Meine Freundinnen sind komisch. Vor allem eine. Sie hat mich kürzlich im Auto mitgenommen. In ihrem Auto sieht es aus wie auf einem Schlachtfeld. Sie chauffiert ihren halben Hausstand durch die Welt, Trödel, Krempel, Firlefanz, Krimskrams, Krusch und Plunder. Aber die Scheiben – die müssen picobello sein. Beim winzigsten Mückenschiss spritzt und spritzt sie, bis der Wassertank leer und mir vor lauter Scheibenwischerei ganz schummrig ist.

Im Detail zeigt sich eben der wahre Charakter. Zum Beispiel beim Einräumen der Spülmaschine: Besteck sortieren – ja oder nein? Zacken nach oben oder unten? Ich freue mich auch schon aufs gemeinsame Backen vor Weihnachten. Eine Freundin pfeffert ein paar gigantische Super-Monsterkekse aufs Blech – fertig. Manche legen die Ausstecher kreuz und quer aufs Blech. Ich dagegen würde den Teig am liebsten grammgenau portionieren. Sterne, Stiefel und Weihnachtsmänner werden sortiert. Und akkurat in Reihen aufs Blech gelegt.

Damit alles seine Ordnung hat. Damit alles seine Ordnung hat. Und eben nicht: Sterne liegen Ordnung kreuz Backblech quer Stiefel Kekse Chaos! „Himmel, bist du zwanghaft“, hat eine Freundin beim letzten Mal gesagt. Dabei möchte ich beim Backvorgang nur sicherstellen, dass die Wärmestrahlen das Backgut mit identischer Intensität treffen. Schließlich ist nur so ein gleichmäßiger Bräunungsgrad bei sämtlichen Backlingen zu gewährleisten.

Dafür dürfen Gäste bei mir die Schuhe anlassen. Ich bekomme auch keinen hysterischen Anfall, nur weil jemand das Messer ins Marmeladenglas steckt. Dagegen saß ich kürzlich bei einer Einladung musallein am Tisch. Weil die Gastgeber lieber ihre Küche aufräumen wollten. Bei einer Bekannten muss man nur mal kurz wegschauen oder auf die Toilette gehen – schon schnappt sie die Gläser und räumt sie umgehend in die Spülmaschine ein.

Womit wir wieder bei der Spülmaschine wären. Es gibt ja Leute, die dürfen ihre eigene Spülmaschine nicht benutzen. Um die Ehe nicht zu gefährden.

Ich weiß zwar nicht, ob man im Kongo auch über die Spülmaschinen streitet. Zumindest gibt es auch dort ein interessantes Sprichwort zum Thema Haushalt: Tadele nicht den Ofen, in den du deine Erbtante geschoben hast.

Die innere Stimme plappert beim Lesen ständig mit. Schweigt sie aber, kommt man deutlich schneller durch einen Text.

Haben oder Nichthaben

Fotografien aus dem Leben in Ostberlin – Mit Fahnen und Fackeln beim Pionierappell

Das Leben war kaum anders: Man ging zur Schule und badete in Seen, schleckte Eis und wusch Wäsche. Auf den ersten Blick schaute der Alltag in der DDR kaum anders aus als in der BRD. Kinder in der Turnstunde, Männer beim Bier. Jens Kegel hat die Bildarchive von Zentralbild und dpa durchgeforstet und einen großen Bildband zum „Leben in Ost-Berlin“ (480 Seiten, Elsengold Verlag, 49,95 Euro) daraus gemacht. Tausend Fotografien erzählen von der Hauptstadt der DDR zwischen 1945 und 1990. Es beginnt mit Trümmern und Aufräumarbeiten, auf dem Schwarzmarkt werden Waren „verrubelt“. Die Menschen stehen Schlange und demonstrieren gegen die Währungsreform.

Kegel hat das Material thematisch geordnet: nach Konsum und Mode, Bauen, Erziehung oder Kultur. Mit dem Wiederaufbau geht es schleppend voran, es mangelt an Material, Werkzeug und Motivation – „jibt ja nüscht“. Der fotografische Blick in Privatwohnungen zeigt, dass die Bedingungen oft kläglich waren. So ähnlich Alltag und manche Mode gewesen sein mögen, in der DDR war letztlich doch vieles anders als

im Westen. So entdeckt man hier Frauen auf Baustellen oder Kinder bei der Lektüre von Bertolt Brechts „Ein Kinderbuch“. Gravierend sind die Unterschiede schließlich bei den Pionierappellen mit Fahnen und Fackeln oder den Aufmärschen und offiziellen Feiern, über die Kegel schreibt: „Die Verantwortlichen haben einfach ihre Traditionen aus der Zeit der Weimarer Republik übernommen, ohne auf Parallelen zu den Nazis zu achten.“ *adr*



DDR-treue Familienfeier 1963

Foto: dpa

Magnetisches Dartspiel – Pils gegen Limonade

In der Werbewelt brauchen die Frauen ihre Schminke und die Männer ihre Spielsachen. Da hilft auch keine Genderdebatte und erst recht kein modernisiertes Geschlechterbild. So gibt es nun das „Kronkorken-Dart“, das der gängigen Klischeelehre nach zwei Männerträume vereint. Dazu gehört, nebst „Sportschau“ und Currywurst, das Feierabendpils mit Sofaanspruch. Das Dartspiel will Männeraugen vollends zum Leuchten bringen. Einfach die Zielscheibe aufstellen, ein paar Bierflaschen öffnen – und die Kronkorken auf die magnetische Fläche werden. Wer die höchste Punktzahl erreicht, wird Kronkorkenkönig/in. Wer Sorge hat, nach zu viel Bier nicht mehr zielen zu können, kann das Spiel auch im Sinne des Herstellers interpretieren, der mit dem Slogan „Pils gegen Biolimonade. Wer wird Kronkorkkönig?“ wirbt. Bleibt die Frage, ob beim Kampf der Kronkorken auch Nicht-Biolimonaden antreten dürfen. Zum Glück werden sechs Kronkorken bereits mitgeliefert. *weg*

Kronkorken-Dart, 9,90 Euro, www.techgalerie.de

Schaber für die Toilette – Konkurrenz für die Bürste

Es gibt Dinge, die so selbstverständlich sind, dass niemand darüber nachdenkt, ob sie tatsächlich so sein müssen, wie sie sind. Nun hat sich jemand an eine feste Bastion der Toilette gewagt und macht der WC-Bürste Konkurrenz: „Toilet maid“ ist ein Silikon-schaber, der von sich behauptet, praktischer und hygienischer als die gängige Klobürste zu sein. Der Schaber ist – ähnlich wie ein Scheibenwischer – elastisch und fest, um mit ihm auch an den schwer erreichbaren Stellen der Toilette Schmutz entfernen zu können. Danach hält man ihn unter Wasser oder wischt ihn mit einem Lappen ab, wodurch anders als bei einer Bürste aller Schmutz entfernt wird. Der weiße Spatel hat einen 28 Zentimeter langen Stiel mit Schwertgriff und steckt in einem Kunststoff-Schuber, der an die Wand geklebt oder geschraubt werden kann. *adr*



Foto: Hersteller

Toilet maid, 24,95 Euro, www.proidee.de

Spielzeug der Woche – Die intelligente Türklingel

Urlaubszeit: man entspannt sich gerade am Strand von Hawaii – doch plötzlich klingelt das Smartphone. Am anderen Ende befindet sich nicht etwa ein Anrufer, sondern der Postbote, der zu Hause an der Tür klingelt – live und in Farbe. Schnell ist die Sache geklärt, und das Paket wird bis zur Rückkehr in der örtlichen Postfiliale aufbewahrt. Möglich wird das durch die iDoorCam. So heißt eine intelligente Türklingel, die aktuell in den USA im Rahmen einer Crowdfunding-Kampagne entwickelt wird.

Die smarte Türklingel sieht auf den ersten Blick unscheinbar aus, ist aber mit Kamera, Mikrofon, Bewegungssensor und sogar Nachtsicht-Infrarot ausgestattet. Nach der Einrichtung verbindet sich die iDoorCam mit dem heimischen WLAN-Netzwerk und zeigt dem Nutzer über eine Smartphone-App ein Bild desjenigen, der gerade vor der Tür steht. Wahlweise kann der Besucher ignoriert oder ein Gespräch begonnen werden – unabhängig davon, ob man sich daheim oder auf Hawaii befindet. Nur die Tür muss man noch selbst öffnen. *ff*

iDoorCam, 69,60 Euro, www.idoorcam.de